

gendes Verständigungsmittel bis in das 16. Jahrhundert hinein nicht – trotz des Fränkisch-Alemannischen, das sich um 1170 als Literatursprache nur sehr vorsichtig herauswagt. Repräsentativer, normierender Ausdruck jedenfalls ist dieser Mischdialekt nicht geworden. Universalsprache, die europaweit verstanden wurde, war das Mittellateinische. Wer aber, außer der dünnen Schicht der städtischen und der geistlichen Gelehrten, die überdies das Privileg erworben hatten, lesen und schreiben zu können, beherrschte dieses Idiom schon? Nicht einmal die Spitzen der politischen und administrativen Nomenklatur, die überwiegend zu den Analphabeten zu rechnen waren. Man ist also gut beraten, wenn man bei Betrachtung des Mittelalters trotz der übergreifenden Konstrukte religiöser und politischer Natur den Regionalismen aller Schattierungen verstärkte Aufmerksamkeit widmet.

*Jüdisches Gedächtnis,
jüdisches Leiden*

Doch nicht nur diesen. Grenzerfahrung, Erfahrung der Andersartigkeit, des Fremden weist auch auf die jüdische Bevölkerung hin, die im gesamten mittelalterlichen Europa in zahllosen Ghetto-Gemeinden anzutreffen war und ihr Handelsleben, ihr kultisch-religiöses Leben mehr geduldet als geachtet, ja sichtbar ausgegrenzt und stets gefährdet, in Toledo, Rom oder Köln entfaltete (vgl. den »Geldjuden« und dessen Schicksal bei William Shakespeare: *The Merchant of Venice*). Zurückliegende, weit ausgreifende historische Darstellungen wie die von Franz Delitzsch, *Zur Geschichte der jüdischen Poesie* (1836) und Abraham Berliner, *Aus dem inneren Leben der deutschen Juden im Mittelalter* (1871), belegen den hohen Rang der rabbinischen Gelehrten in literarischer und gesellschaftlicher Hinsicht. Franz Delitzsch bezeichnete die beiden Jahrhunderte zwischen 940 und 1140 geradezu als goldenes und silbernes Zeitalter jüdischer Dichtkunst. Unübersehbar ist auch die Rolle, welche die mittelalterlichen Juden in ganz Europa bei der islamischen Vermittlung griechisch-römischer Kultur mit dem christlichen Okzident gespielt haben (Moritz Steinschneider, *Die hebräischen Übersetzungen des Mittelalters und die Juden als Dolmetscher*, 1893). Defizite der gegenwärtigen Mittelalterwissenschaft sind hier, trotz einer spürbaren Zunahme der jüdischen Studien in den letzten Jahren, generell anzumelden.

Charlemagne

Karl der Große ist als erster mittelalterlicher Kaiser im Jahr 800 in Rom vom Papst zum Kaiser des »Heiligen Römischen Reiches« gekrönt worden. Karl ist die machtpolitisch strahlendste Gestalt seiner Zeit. In lang andauernden militärischen Kämpfen – u. a. gegen das islamische Spanien (Rückzugsgefecht gegen feindliche Basken bei Roncevalles, vgl. das *Rolandlied*) – setzte er sich gegen die Sachsen, die Bayern, die Avaren durch, um sie seiner fränkischen Vorherrschaft zu unterwerfen. Damit verbunden war eine gewaltige territoriale Expansion im Süden, Südwesten und Osten Europas, mit der Karl sein Territorium neben dem Kalifat von Bagdad, neben Byzanz zum alles beherrschenden Zentrum ausbaute (»der Vater Europas«, dessen Idee sich heute in der jährlichen Verleihung des Karlspreises in Aachen spiegelt). Die Vision eines christlich geeinten Europa schien im Frankenreich Karls des Großen äußerlich sichtbare Gestalt anzunehmen. Auch nach innen: durch die Stärkung der Reichsaristokratie, die Stärkung der zentralen RechtsHoheit, die durch Königsboten – mit allen notwendigen Kompetenzen ausgestattete Reichs- bzw. Kaiser-Missare – überwacht wurde, die Stärkung der mit zahlreichen Schenkungen und Privilegien bedachten katholischen Kirche als innenpolitischem Ordnungsfaktor, einhergehend mit einer umfassenden Bildungsreform, deren Ziele er mit einer Hofschule lenkte, an der er hochrangige Gelehrte wie Alkuin versammelte. Von ihr ausgehend haben christliche Frömmigkeitsbewegung, geistliche Gelehrsamkeit, eine heute nicht mehr ver-

traute Geschichtsschreibung aus dem Geist der christlichen Endzeiterwartung und Erlösung aus dem irdischen ›Jammertal‹, Kunst und Literatur richtungweisende, neuartige Impulse empfangen. Dies nicht nur für den fränkischen, sondern auch für den germanischen Reichsteil, als dessen Kaiser beider Reiche er regierte.

Das zunächst schwäbische Herzogtum mit geistlichem Zentrum im Kloster Lorch entwickelte sich in einer komplizierten Geschichte seit dem 9. Jahrhundert durch Heirat und Vererbung bis zur Königswürde (König Philipp von Schwaben), die nicht nur auf Frankreich (Burgund), sondern auch – programmatisch im Sinn einer transregionalen christlichen Heilserwartung – auf Süditalien (Sizilien, später auch Sardinien) übergriff. Wendungen kündigen sich mit der Kaiserwürde Friedrichs II. (Kaiserkrönung 1220) an; teils durch Heirat, Tod der Söhne und Töchter, wurde er unbestrittener Erbe weit gestreuter Territorien, auch des Königreichs beider Sizilien. Bemerkenswert ist seine bereits zu Lebzeiten festgestellte, heute als abenteuerlich erscheinende Interpretation durch den zeitgenössischen Historiker Gottfried von Viterbo: Demnach sei Friedrich II. das letzte Glied einer auf das Stadtkönigtum Sparta zurückreichenden »Kaiserkette«, mit dem das unmittlere »Weltende« (in der neutestamentarischen Apokalypse des Johannes 20, 1–7 verkündet) nun bevorstehe. Erst in jüngster Zeit ist der Blick auf das troianische Erbe der Antike und des Mittelalters in den Kaisergenealogien gelenkt worden. Der aus dem endlich nach langjähriger Belagerung durch die Spartaner zerstörten kleinasiatischen Troia flüchtende König Aeneas – in der Überlieferung der *Aeneis* des römischen Dichters Vergil – war nicht nur dynastischer Gründer Roms und damit innerantik-mythischer Ausgangspunkt der Kaisergenealogien des Römischen Reichs, er reichte bis in die Legitimationsstrategien des mittelalterlichen Kaisertums hinein. Als solcher Kaiser stammte man in direkter Linie von Aeneas ab – so die Franken, die Briten, die Habsburger, die Stauer usw.; mithin galt die *Aeneis* des Vergil (wie Ovid und Statius kanonischer und damit weit bekannter Schulautor) neben der Bibel als wichtigster pseudohistorischer Text für das mittelalterliche Selbstverständnis und wurde zahlreich übersetzt und verbreitet. Der Stauferkönig Friedrich II. schließlich war trotz aller zeitgenössischen heilsgewissen Beschwörungen aus dem Geist der katholischen Endzeittheologie ein tatkräftiger Befürworter der Reichseinigung und einer kompromissbereiten Versöhnung von weltlicher und geistlicher Macht, ihr Konfliktpotential stets vor Augen.

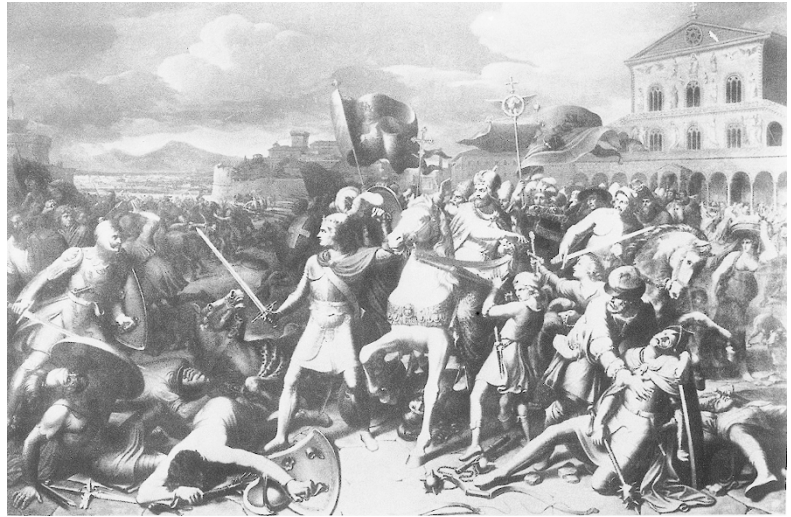
*Staufische
Reichspolitik*

Eine romantische Wiederentdeckung

Die deutsche Literatur des Mittelalters liegt nicht so überschaubar vor uns, wie dies für spätere Epochen gelten mag oder gilt. Vergewärtigen wir uns zum einen, dass sie von den frühesten Zeugnissen in der Mitte des 8. bis zu ihrem Ausklang im 15. Jahrhundert einen Zeitraum von etwa acht Jahrhunderten umfasst, eine längere Zeitspanne also, als die Literatur vom Frühhumanismus bis in die allerjüngste Moderne beansprucht. Die Überlieferung von Handschriftlichem erscheint zunächst als spärlich und zufällig; eine Schätzung des Umfangs der ein für alle Male untergegangenen und dem historischen Zugriff entschundenen Literatur ist im Verhältnis zur erhaltenen nicht möglich. Im Unterschied zur deutschen Literatur – und dies gilt selbstverständlich auch für andere nationale Literaturen – seit dem 15. Jahrhundert, deren Ausmaß und Verhältnis wir dank der

*Was wissen wir von
den Anfängen?*

Glorifizierung der deutschen Vergangenheit: Heinrich der Löwe verteidigt Friedrich Barbarossa gegen die rebellierenden Römer (Gemälde von F. und J. Riepenhausen, 1825).



durch den Buchdruck gesteigerten Auflagenzahl und damit Bewahrungschance gut kennen, steht der Literatur der Frühzeit entgegen, dass sie ausschließlich mündlich tradiert wurde und selbst mit dem Aufkommen der schriftlichen Fixierung dem Liebhaber-Interesse späterer Generationen unterworfen war. Absichtsvolles Sammeln und authentisches Archivieren der mündlichen Tradition waren nicht üblich. Sehr viel stärker als in anderen Epochen sind wir bei der mittelalterlichen Literatur auf die mehr oder weniger gestreichte Rekonstruktion der vermutlichen Literaturverhältnisse angewiesen. Diese über mehrere Jahrhunderte zu beschreibende Literatur erweckt den Eindruck, als habe sie sich zunächst nur »spärlich gerührt« und erst »allmählich entfaltet«. Ursache für diesen Eindruck ist unsere schriftliche Kultur, der zufolge wir Literatur unmittelbar mit der schriftlichen bzw. gedruckten Fixierung als Handschrift, Codex oder Buch gleichsetzen. Über die Form und Funktion mündlich vorgetragener und weitervererbter Stammes- und Gemeinschaftsliteratur in der Vor- und Frühgeschichte fast aller Völker sind einigmaßen umfassende Aussagen kaum realistisch.

Mangelndes Tatsachenwissen ist also ein wichtiger Grund, weshalb wir uns bei der Einschätzung der mittelalterlichen Literatur, insbesondere der nicht christlich geprägten, selten schriftlichen Frühzeit auf unsicherem Boden bewegen. Entscheidender noch für unsere Auffassung vom Mittelalter und dessen Literatur ist – nach philologischen Ansätzen im Humanismus, nach den editorischen Bemühungen von Bodmer und Breitinger um die Heidelberger Liederhandschrift und das *Nibelungenlied* in der Mitte des 18. Jahrhunderts – ihre Wiederentdeckung durch die deutsche Romantik; trotz allem der Zeit möglichen philologischen Ernst wurde sie ihrer Bedeutung nach übertrieben und utopisch aufgeladen – in der romantischen Kunstprogrammatik um 1800 sichtbar durch die Polarisierung von klassisch-endlichem Formwillen, repräsentiert durch die dem damaligen Sprachgebrauch nach »heidnisch-jüdische« Antike, und romantisch-endländlicher Progression, der das heilsgeschichtlich orientierte christliche Mittelalter nach Ansicht der Romantiker zuzuordnen war. Diese Wiederentdeckung des Mittelalters erfolgte zu einem Zeitpunkt, als sich im Zug der rationalistischen Aufklärungskritik eine reflexive Geschichtsauffassung bildete, die sich nicht mehr

Weltgeschichte als Heilsgeschehen?

mit den Tatsachen allein, sondern auch mit deren fortschrittlich-rückschrittlicher universalgeschichtlicher Deutung befasste. Schockierende Ernüchterungen durch die Leiden unter den Napoleonischen Kriegen mögen dazu beigetragen haben. Jenseits der traditionellen christlichen Geschichtsteologie, die durchgängig Weltgeschichte als Heilsgeschehen verstanden hat, wurde das romantische Mittelalterbild Ausgangspunkt der nationalpädagogischen Sammlungsbewegung des 19. Jahrhunderts. Dem ordnete sich mühelos die reaktionär anmutende Aufwertung des »abendländischen Katholizismus« unter, und in der Tat hat die romantische Generation der Künstler und Literaten zahlreiche religiöse »Kunst«-Konversionen aus diesem geschichtsphilosophischen Grund zu verzeichnen. Novalis ging in seinem Roman *Heinrich von Ofterdingen* (1802 erschienen) so weit, den Protestantismus der »Insurgenz« zu bezichtigen und damit hinter den Kampf um »alten« und »neuen« Glauben während der durch Martin Luther 1517 ausgelösten Reformationskämpfe zurückzugreifen.

Schon der romantische Begriff »Mittelalter« ist für heutige philologisch-historische Begriffe unscharf. Er umfasste die frühgeschichtliche Zeit bis hin zu Albrecht Dürer, und erst das Zeitalter der Herausbildung der neuzeitlichen Subjektivität durfte den Anspruch der Moderne stellen. Die romantisierenden Zeitgenossen, allen voran Ludwig Tieck, Heinrich Wackenroder, die Brüder Schlegel und Novalis sahen im Mittelalter eine heilsgeschichtlich ausgesöhnte Epoche, die durch ihre klare ständisch-hierarchische Gesellschaftsstruktur, durch den Primat von christlicher Religiosität als *dem* Verständigungsmedium über das Verhältnis von Gott, Mensch und Welt und durch die scheinbar stabilen Verhältnisse des staufischen Reichs nach innen und nach außen ein glänzendes, geschichtsloses Gegenbild zu dem vom Kampf gegen Napoléon, ersten Entfremdungserfahrungen (u. a. der gesellschaftlichen Ohnmacht von Kunst und Literatur), wirtschaftlicher und sozialer Depression und einer dezidierten Aufklärungskritik bestimmten Zeithintergrund zu Beginn des 19. Jahrhunderts bildete. Unter diesem Eindruck stand Friedrich Schlegels Votum: »Der revolutionäre Wunsch, das Reich Gottes zu realisieren, ist der elastische Punkt der progressiven Bildung und der Anfang der modernen Geschichte.« Ähnlich lässt sich Novalis in seinem programmatischen Buch *Die Christenheit oder Europa* (1799) vernehmen: »Es waren schöne glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo Eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Weltteil bewohnte; Ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reichs. Ohne große weltliche Besitztümer lenkte und vereinigte Ein Oberhaupt die großen politischen Kräfte. Eine zahlreiche Zunft, zu der jedermann den Zutritt hatte, stand unmittelbar unter demselben und vollführte seine Winke und strebte mit Eifer seine wohlthätige Macht zu befestigen, jedes Glied dieser Gesellschaft wurde alenthalben geehrt, und wenn die gemeinen Leute Trost oder Hülfe, Schutz oder Rat bei ihm suchten und gerne dafür seine mannigfaltigen Bedürfnisse reichlich versorgten, so fand es auch bei den Mächtigeren Schutz, Ansehn und Gehör, und alle pflegten diese auserwählten, mit wunderbaren Kräften ausgerüsteten Männer wie Kinder des Himmels, deren Gegenwart und Zuneigung mannigfachen Segen verbreitete. Kindliches Zutrauen knüpfte die Menschen an ihre Verkündigungen. Wie heiter konnte jedermann sein irdisches Tagewerk vollbringen, da ihm durch diese heiligen Menschen eine sichere Zukunft bereitet und jeder Fehltritt durch sie vergeben, jede mißfarbige Stelle des Lebens durch sie ausgelöscht und geklärt wurde. Sie waren die erfahrenen Steuerleute auf dem großen unbekanntem Meere, in deren Obhut man alle Stürme geringschätzen und zuversicht-

*Der romantische Begriff
»Mittelalter«*

Gegenbild des Unbehagens an der Moderne nach 1800



Tristan im Dienst der völkisch-nationalen Erneuerung

Ernst Robert Curtius,
Philologe von europäischem Format

lich auf eine sichere Gelangung und Landung an der Küste der eigentlichen vaterländischen Welt rechnen durfte.«

In solchem kunsttheoretischen wie geschichtsphilosophischen Programm meldet sich die Wiederentdeckung des Mittelalters, dessen Aktualisierung als Gegenbild zum modernen Unbehagen, als rückwärts gewandte Utopie an. Die frühe Germanistik als neue wissenschaftliche Disziplin, vertreten durch die Brüder Grimm, durch Karl Lachmann, Moriz Haupt u. a. m., war der rationalistische Ausdruck dieser Sehnsucht. War diese Germanistik im Kontext der Aufdeckung der Geschichte der deutschen Nationalliteratur und der Geschichte der deutschen Sprache zunächst an einem emphatischen Volksbegriff orientiert und schien Gelehrten wie Jakob Grimm die Verbindung von Germanistik und Geschichtswissenschaft als selbstverständlich – zum politischen Fall sollte sie werden, als das geschichtsphilosophische Modell durch Nationalliberale wie Adam Müller und den auf dem Berliner Marsfeld mit Studenten den freiheitskriegerischen, antinapoleonischen Sinn seiner Subjekt-Philosophie exerzierenden Philosophen Johann Gottlieb Fichte zweckgemäß auf die preußische Vorherrschaft in Deutschland zugespitzt wurde. Demnach bildete das deutsche Volk nunmehr als mythische Kategorie den irrationalen Faktor der nationalen, nach der Niederlage Napoléons 1815, der Burschenschaftsbewegung und dem Wartburgfest von 1819 inkriminierten und vom Deutschen Bund verfolgten deutschnationalen Sammlungsbewegung. Militante Kategorien wie »Frankreich, Deutschlands Erbfeind« resultieren aus dieser Auffassung und haben die tatsächliche Entwicklung wie die Ideologiegeschichte Deutschlands bis in den Ersten und den – auf Revanche sinnenden – Zweiten Weltkrieg hinein bestimmt. Für diese Kontinuität spricht nicht nur – nach dem militärischen Sieg über Frankreich 1870/71 – das auf deutsche »Wesentlichkeit« ausgerichtete Mittelalterbild der Romantik, sondern vor allem der Reichspropagandakitsch der Gründerzeit, sprechen Richard Wagner und Bayreuth ebenso wie die deutschnationalen bis nationalsozialistischen Vereinnahmungen der »heroischen« Vorzeit des deutschen Volkes (deutscher »Geistesstrom« in der Wertkette um 1934: Germanen, Nibelungenlied, Gotik, Martin Luther, deutscher Idealismus, Richard Wagner, Friedrich Nietzsche, Nationalsozialismus, Adolf Hitler – so in auflagenstarken Berufsschulbüchern der 1930er Jahre).

In diesem nationalistischen Kontext der philologischen Erforschung und ideologischen Wertung des deutschen Mittelalters nimmt es nicht wunder, dass erst am Ende des Zweiten Weltkriegs eine gültige gemeineuropäische Perspektive des Mittelalters entwickelt werden konnte. Ernst Robert Curtius hat in seinem epochemachenden Buch *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* (1948), oft in hartnäckiger Auseinandersetzung mit einem der wichtigsten, noch der nationalliberalen Germanistik des 19. Jahrhunderts verhafteten Mediävisten, Gustav Ehrismann, die gemeineuropäische Verflechtung der mittelalterlichen Literaturen vor Augen geführt. Die angelsächsische, die deutsche, die französische, die italienische, die spanische Literatur des Mittelalters hängen eng miteinander zusammen und beeinflussen sich, wechselweise tonangebend, gegenseitig; sie fußen gemeinsam auf der lateinischen und griechischen Antike, ein Einwirken islamisch-arabischer Kulturideale und Dichtungsformen ist – in der kulturkämpferischen Auseinandersetzung mit anderen Religionen, nicht zuletzt dem Judentum – unübersehbar. Es hat im Sinne der Romantiker und ihrer philologischen, universitären Sachwalter eine autochthone deutsche Entwicklung nie gegeben, sie entsprang geschichtsphilosophischem Wunschenken. Diese Erkenntnis hat